

Allerlei-Rauh

Die Mutter hab ich nie gekannt
sie soll sehr schön gewesen sein
mit goldnem Haar
noch ließ der Vater seine Hand von mir
er war sehr streng dann
als ich fünfzehn war
mit goldnem Haar
verkroch ich mich in einem Baum
zu nichts gut als dass man mir
Stiefel um die Ohren schlug.

Bevor das Haar mir silbern wird
leih ich den Glanz der Sterne aus.

Heide Marie Voigt
Bevor das Haar ihr silbern wird

... zu nichts gut, als dass man ihr Stiefel um die Ohren schlägt ...

So steht sie vor dem Prinzen, verkrochen in ihrem Pelz aus Haut und Haar von allen Tieren im ganzen Königreich ihres Vaters.

Nie hätte sie gedacht, dass er das zuwege brächte, dieses Allerlei-Rauh. Der Vater. Er hat immer alles gekonnt, allmächtig. „Ich glaube, du kannst alles.“ Da hat er nur unsicher gelacht, er achtete sich selbst für nichts, aber in den Augen des Kindes, der Tochter, war er alles. Er brauchte einen Menschen, der an ihn glaubt, nachdem die Frau gegangen war, ihm aus den Händen geglitten, weggestorben ...

Sie steht vor dem Prinzen und sagt: „Ich war das nicht. Ich kann nichts dafür. Ich bin ein armes Kind, von Vater und Mutter verlassen, zu nichts gut, als dass man mir ...“

Sie war es. Sie ist weggelaufen. Sie hat die Suppe gekocht. Sie hat den goldenen Ring auf den Teller gleiten lassen, ihren Reichtum, ihre Sehnsucht – .

Sie streitet alles ab.

Sie hat die goldene Haspel verschenkt, die den Faden aufspulen soll, die Spindel, die ihn entstehen lässt, aus Flachs, aus allerlei Haar, aus dem goldenen Haar, das sie trägt wie ihre Mutter, das sie verrußt und versteckt, das Haar der Wildfrau, ungezügelter Kraft, zottige Mähne der Imagination, Beziehungsfäden -

Sie achtet sich für nichts. Sie tut nicht, sie liefert sich aus.

So steht sie vor dem Prinzen.

Er erkennt sie nicht.

Er sieht nur die andere, die Prinzessin im goldenen Kleid, die Mondin, die Tänzerin, die seine Bewegung vorausahnt, geschmeidig ausführt. Die Anschmiegsame, die ihm entgleitet, die er halten will, von der er träumt.

Was ist Bild? Was ist Traumbild?

Ist sie die Strahlende, die sich zeigt im Glanz von Sonne und Mond und Sternen, die Ewige, die Eva, die Frau, die nach der Frucht greift und dem Mann gibt, die selbst Frucht ist und Frucht trägt wie der Baum, die die Frucht in sich trägt, das Leben selbst?

Ist sie das arme verkrochene Fräulein vom Dienst, das eine Maske hinter der Maske trägt, ist sie das Kuchen-versorgende Frauchen, das nicht bezahlt werden muss wie der Koch?

Welche wird der Prinz lieben?

Am liebsten beide. Mühe muss nicht dabei sein. Die Strahlende, gut als Klunker in seinem Knopfloch, kann er gar nicht ertragen. Da ist er schon lieber der Held mit den großen Händen, der dem verhuschten Rauhtierchen sagt, wie es sein soll: So nicht! Immer gerade die andere! Bis nichts von ihr bleibt. Da sagt er zu ihr: „Wenn du wenigstens klein wärst!“

Den Prinzen kann sie vergessen. Er ist ihr nicht gewachsen. Er ist ihrer Zerrissenheit nicht gewachsen, das kann man verstehen. Sie haben sich nicht erkannt - so, wie die Bibel das Wort meint - 'erkannt': geliebt. Innen, von innen her. Sie hätten sich selbst kennen müssen. Er hätte auch den Weg gehen müssen – mit ihr zusammen – vielleicht. Vielleicht geht das Märchen gut aus. Das Märchen geht ja gut aus – aber wir sind nicht Kinder geblieben, uns kann man nicht immer Märchen erzählen.

„Hast du nicht Angst, allein zu bleiben?“ fragt er sie. „Nein.“ Er verstößt sie.

Er hat selbst Angst allein zu bleiben, hält sich an einem anderen Rockzipfel fest.

Sie - weiß nicht, was sie sagt.

Sie will nicht der Mutter folgen. Woran ist die denn gestorben? Die tapfere kleine Soldatenfrau, die seine Schwächen stützt, den besiegten Helden am Leben erhält mit letzter Kraft. Märchen, in die Wirklichkeit projiziert, beziehen konkrete Umstände ein. Dein Verlangen soll nach deinem Mann sein. Wie sehr die Beziehung zieht, diese erste Beziehung des Zwei-in-Eins vor der Geburt, Modell des Überlebens, Urbild von Liebe und Macht! „Keine, die nicht so schön ist wie ich, die nicht mein goldenes Haar hat“ - hat das die Mutter gesagt? Ist der Vater längst fündig geworden?

Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.

Sie will nicht der Mutter folgen. Sie sucht einen eigenen Weg: einen Mäuseschritt vor, vier Schritte zurück, einen halben Spinnenschritt vor, sieben Schritte zurück, warum so zögerlich? Wovor hat sie Angst, sie ist doch schon einmal weggelaufen, sie hat sich gerettet, ihr ist doch nichts geschehen!? Sagen die Leute. Sie wollen nicht wissen. Das geheime Verbrechen, nicht einmal von Moses auf den Tafeln benannt. Das im Märchen nur als Möglichkeit vorkommt, nicht als Faktum. Das Sinn macht, weil es Herrschaft tradiert. Patriarchat. Sie wird doch nicht den Vater verleumden?! Sie hat ja nicht einmal Zeugen. Sogar die eigene Erinnerung schweigt.

Zu nichts gut als dass man ...

„Komm in Kontakt mit deinem Zögern.“ Fingerzeig.

Sie weiß noch nicht, dass am Ende nur die Schritte nach vorne zählen. Sie geht in sich wie in den zaubrischen Berg, lernt sich auswendig. Par coeur. Sie beginnt, eigene Gedankenfäden zu spinnen. Sie spinnt. Hochfliegende Ideen. „Du überforderst uns“, sagt die Freundin. „Du unterläufst Grenzen.“ „Ja.“ Ausgegrenzt. Hochmütig. Hohen Muts. Größenfantasie und Mangel an Selbstachtung gehören zusammen.

Falle: Der Hass von Jenny, der Seeräuberbraut. Hass ist verletzte Liebe.

Heiligkeit gibt ihr die Würde zurück. Falle: Wehe das Heilige, es verbrennt!

Schmerzhaft gefallen auf dem Weg, selbst schuld, du hättest ...

Zu nichts gut!

„Nur gefallenen Bäume sind sich nahe.“ Fingerzeig.

Es gibt hier so viele Außenseiter, jede die einzige, beziehungslos.

Dein Verlangen soll nach deinem Mann sein. Jede einsame Liebe kostet drei Jahre Bewährung. Im Machtspiel. „Nein, Herr Regisseur, die Rolle spiele ich nicht. Ich spiele meine Rolle in unserem Stück - .“ Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei. Keiner sagt zu ihr: „Du bist die Liebste, dich habe ich erwählt.“ Tiefste Verunsicherung.

Briefe schreibt sie, will Recht haben, sie spielt sich auf, wird Täterin ihres Lebens, irrt, fällt lästig, riskiert Fehler: Das blutweiße Kleid des Opfers bekommt dunkle Flecken.

Tiefste Verunsicherung: Sie kann sich ja nicht erinnern. Wer bestätigt den Schmerz, dem sie in sich begegnet, den sie sich wieder holt, wiederholt, wiederholt? Bis sie seine Landschaft ermessen und kartografiert hat, bis sie sich die Wunde abnehmen kann wie einen Pelz, sie sich selbst. Niemand will wissen. Sie weiß.

„Die Gnade des Vergessens.“ Fingerzeig.

Auf ihren Alleingängen macht sie sich keine Freunde. Allein-stehend. All-ein.

„Verachtest du die Menschen?“ „Nein.“ „Dann nehmen sie dich wieder auf.“ Fingerzeig.

Zeit die zottigen Haare zu schneiden.

Zeit die gesponnenen Fäden zu zählen, zu ordnen, zu haspeln.

Zeit Landkarten zu zeichnen, Wegweiser zu setzen.

Alles, was ihr der Vater geschenkt hat, wird sie bewahren:

Das kostbare Kleid der Sonne liegt in der Nusschale, es ist ihr zu laut.

Das wechselvolle Schimmern des Mondkleides lernt sie nur langsam lieben - das Halten und Lassen, Geben und Nehmen, Grenzen öffnen und Grenzen achten.

Sie trägt den Pelz, der geflickt ist aus allerlei Wunden, sie weiß um die Wunde der Schöpfung.

Sie trägt das Allerlei-Rauh mit Stolz, ohne Schuldigkeit, einfach, wach. Darunter das Sternenkleid des Firmaments, das nur geliehen ist.

Dass ich es nicht vergesse: Das Märchen hat einen guten Ausgang. Sie hat schon graues Haar, da wählt sie sich einen Namen. Da tanzt einer mit ihr den großen Tanz. Einer mit dem eine neue Geschichte beginnt.